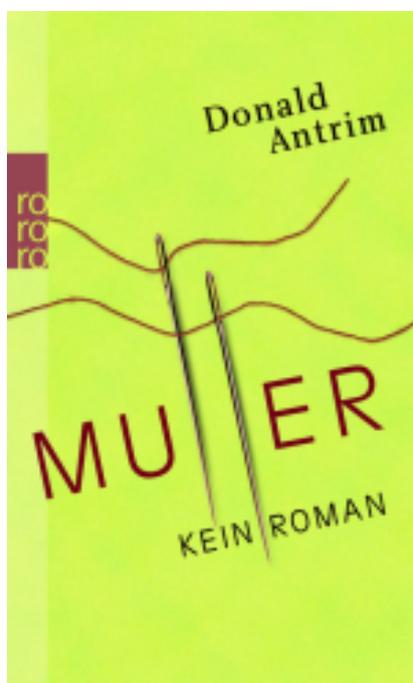


Leseprobe aus:

Donald Antrim

Mutter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

meine Mutter Louanne Antrim starb an einem schönen Sonntagmorgen im Monat August des Jahres 2000. Sie lag zwischen neuen violetten Laken in einem Bett, wie es in Krankenhäusern verwendet wird, neben die grünen Sauerstoffflaschen an die Wand des Raums gerollt, der mehr oder weniger das Wohnzimmer ihres merkwürdig eingerichteten, dunklen und beklemmenden Hauses bildete, am unteren Teil eines Fahrwegs, der sich wie eine Furche an einer schlammigen Baustelle und an von Maschendraht begrenzten Hintergärten vorbeiwand und auf dem Parkplatz neben dem trostlosen Ententeich in der Mitte der kleinen Stadt endete, in der sie die letzten fünf Jahre ihres Lebens gewohnt hatte: Black Mountain, North Carolina. Anlass für den Umzug meiner Mutter von Florida nach North Carolina war der Tod ihres Vaters Don Self gewesen, der 1995 an einem Herzinfarkt gestorben war. Don Selfs Witwe Roxanne, die Mutter meiner Mutter, begann damals gerade in Senilität zu verfallen und war jedenfalls außerstande, das

kleine Erbe zu verwalten, das mein Großvater ihr hinterlassen hatte. Das soll heißen, dass meine Großmutter, die während der Wirtschaftskrise den Kinderschuhen entwachsen war und in dieser Zeit so gut wie keinen Begriff von Geld gewonnen hatte, der über die Vorstellung hinausgegangen wäre, dass man seinen Kindern tunlichst nicht zu viel davon gibt, höchstwahrscheinlich nicht die Tradition ihres Mannes fortsetzen und größere monatliche Beträge auf das Konto meiner Mutter überweisen würde. Don Self hatte seine Tochter lange Zeit über Wasser gehalten – nämlich seit sie vor dreizehn Jahren trocken geworden und zu dem Schluss gekommen war, sie sei eine Künstlerin und Visionärin, ihrer Zeit weit voraus –, und jetzt plötzlich oblag es meiner Mutter, sich zur gesetzlichen Vertreterin ihrer Mutter ernennen zu lassen und die Kontrolle über das Vermögen zu übernehmen, ein Coup, den sie von Miami aus hätte bewerkstelligen können, jedoch leichter mit Hilfe einer Methode zustande brachte, die man in Spionagekreisen als *Closework* bezeichnet.

Vier Jahre später starb Roxanne Self. Die Trauerfeier fand im September 1999 in der Black Mountain Presbyterian Church statt. Eine Woche später kam meine Mutter – nur Tage nachdem ich sie, und das mehr als einmal, hatte verkünden hören: «Jetzt wo ich von dieser Frau *befreit* bin, gehe ich irgendwohin, wo *ich* hinwill, und lebe mein eigenes Leben» – mit einer Lungenentzündung ins Krankenhaus und erfuhr, dass sie ebenfalls nicht mehr lange zu leben hatte.

Sie war fünfundsechzig und hatte seit Jahr und Tag gehustet und gehustet. Über ihre Raucherei war nicht mit ihr zu reden gewesen. Dass sie Krebs hatte, kam nicht überraschend. Er hatte sich in ihren Bronchien entwickelt und war inoperabel. Bestrahlungen wurden als Linderungsmittel in Aussicht gestellt – sie könnten (und taten das auch für kurze Zeit) den Tumor so weit zum Schrumpfen bringen, dass wieder Luft in die blockierte Lunge gelangte –, aber meine Mutter galt nicht als Kandidatin für eine Chemotherapie. Sie hatte vierzig Jahre lang Raubbau betrieben, wie man so sagt, und war dabei zunehmend und unbarmherzig verfallen. Die Geschichte des lebenslangen Verfalls meiner Mutter ist in gewisser Weise die Geschichte ihres Lebens. Die Geschichte meines Lebens ist eng verknüpft mit dieser Geschichte, dieser Geschichte ihres Verfalls. Sie bestimmt von jeher maßgeblich die Art und Weise, wie ich mich und andere in der Welt wahrnehme. Sie – oder vielmehr meine Rolle darin – sorgt dafür, dass ich meine Mutter niemals verliere.

Dies im Kopf – die Geschichte von meiner Mutter und mir, von meiner Mutter *in* mir –, möchte ich versuchen, eine andere Geschichte zu erzählen; sie handelt davon, wie ich in den Wochen und Monaten nach ihrem Tod ein Bett zu kaufen versuchte.

Oder besser gesagt, ein Bett zu behalten versuchte. Ich kaufte mehrere. Das erste war ein riesiges Stearns-&-Foster-Monstrum von Bloomingdale, Ecke Forty-nine Street und Lexington Avenue. Meine damalige Freundin R.

kam mit in das Kaufhaus, wir lagen gemeinsam Probe und verglichen. Shifman? Sealy? Stearns & Foster? Weich? Hart? Matratzenauflage? Ich sah zu, wie R. über eine Matratze krabbelte; den Hintern in die Luft gestreckt, federte sie auf und ab, und ich ertappte mich bei wahnhaften Gedanken über mich und die Beziehung zu meiner Mutter, die eine Woche zuvor gestorben war: Endlich bin ich von dieser Frau *befreit!* Jetzt kaufe ich mir ein tolles Bett, vögle anständig und lebe *mein* Leben.

Zweitausend Dollar.

Für dreitausend Dollar hätte ich ein noch riesigeres Stearns & Foster (und demzufolge ein noch riesigeres Maß an Komfort mit entsprechend erholsamerem Schlaf, mehr Zufriedenheit in der Liebesbeziehung und einem insgesamt glücklicheren, produktiveren Leben) oder ein Shifman von nahezu Spitzenqualität bekommen. Die Shifmans bestachen durch die in der Werbung der Firma hervorgehobenen traditionellen (anachronistischen?) handwerklichen Details wie etwa die acht handgefertigten Federkerne und die Bevorzugung von Naturfasern (gepresste Baumwolle und Wolle) gegenüber synthetischen Schäumen.

«Was meinst du, Schatz? Gefällt dir das mit der Matratzenauflage?»

«Das Große da drüben?»

«Ja.»

«Das ist toll.»

«Wie lange hält so ein Ding eigentlich? Hat der Typ das gesagt?»

«Donald, nimm das Bett, bei dem du das beste Gefühl hast. Später kannst du dir immer noch andere Betten kaufen.»

«Später? Wieso später? Später im Leben?»

«Wenn du ein Bett kaufst, und es gefällt dir nicht, kannst du es zurückschicken. Schau. Du hast dreißig Tage Frist. Die Leute schicken andauernd Betten zurück. Dafür sind Kaufhäuser da.»

«Stimmt.»

«Donald, du solltest dich freuen. Du kaufst dir ein tolles Bett. Du verdienst es! Wir sollten feiern.»

«Ja.»

«Geht's dir gut?»

«Was?»

«Willst du sie nochmal ausprobieren?»

Und genau das taten wir – und in zunehmendem Maße *ich* allein – denn auch. Anfang September 2000 kaufte ich mit meiner Kreditkarte Bett Nr. 1, fuhr nach Hause, rief das Kaufhaus an, stornierte den Kauf, fuhr dann, Ende September, wieder hin, entschied mich für ein höherwertiges und teureres Bett (das mit der Matratzenauflage), stornierte auch diesen Kauf und begab mich im Folgenden, so erscheint es rückblickend, auf eine Art Pilgerfahrt, um nicht zu sagen Gralssuche durch zahlreiche Geschäfte, wo ich mich hin- und herwarf und mit Fachverkäufern und, wann immer möglich, Freunden, die mich geduldig begleiteten – meinem Laienpublikum –, sich immerzu wiederholende, zwanghafte Gespräche über Betten führte. Drei Monate vergingen, und

in dieser Zeit erfuhr ich mehr, als ich je für möglich gehalten hatte, über Matratzen und über die Matratzenindustrie im Allgemeinen – nicht nur, wie und wo die Betten hergestellt, sondern auch, wie sie vermarktet und verkauft werden und an wen –, und dabei erfuhr ich auch eine Menge über andere Dinge als Betten im engeren Sinne. Ich spreche von Steppdecken, Kissen und Laken.

An dieser Stelle sollte ich vielleicht erwähnen, dass ich mich in dieser Zeit, die durch ein zwanghaftes Konsumverhalten gekennzeichnet, womöglich gar definiert war, sehr stark als Muttermörder empfand. Ich hatte das deutliche und zugleich schwer dingfest zu machende Gefühl, dass ich beim Tod meiner Mutter die Hand im Spiel gehabt hatte. Und so wurde die Suche nach einem Bett zur Suche nach einer Zuflucht, das heißt, die Suche nach einem Bett wurde zur Suche nach einem Ort; und mit *Ort* meine ich natürlich *Raum*, die Art von ungefährem, unbestimmtem Raum, von dem man etwa spricht, wenn man zu jemandem sagt: «Ich brauche ein bisschen Raum»; und dass Raum in diesem Kontext normalerweise aus Gefühlen besteht, hielt mich nicht davon ab, mir vorzustellen, der *Raum* – den ich mir wider alle Vernunft als konkreten Ort, nämlich als mein Schlafzimmer dachte – ließe sich auf ziemlich perfekte Weise mit einem extragroßen Bett füllen, bezogen mit grauweiß gestreifter, maskulin wirkender Bettwäsche, dazu vielleicht als passend feminine Note ein mit gekräuseltem Stoff gespannter Bettkasten. Und ich stellte mir vor – ein logischer Gedanke angesichts meines Kammers über den

Tod meiner Mutter und über meine Beteiligung nicht nur am Eintritt ihres Todes an jenem Augustmorgen, sondern auch, als Kind und als erwachsener Mann, am größeren Narrativ ihrer lebenslangen Selbstzerstörung und deren Hauptsymptom und Hauptvermächtis, dem Zorn –, ich stellte mir vor oder bildete mir ein, ich käme, wäre ich in dem mit dem Bett gefüllten Raum nur erst behaglich geborgen, läge allein oder mit R. auf Kissenstapeln, wie man sie von Fotos in Einrichtungszeitschriften kennt, vielleicht dahinter, wer ich sein und wie ich ohne meine Mutter weiterleben würde, eine Frau, die in einem tristen Haus in einem unbequemen Bett gestorben war.

Dagegen war kaum etwas zu machen. In den letzten Jahren ihres Lebens hatte meine Mutter eine massive Paranoia entwickelt. Sie kultivierte oder wurde das Opfer von Wahnvorstellungen, in denen sie sich mit Gestalten aus Mythologie und Religion, darunter die Jungfrau Maria, unterhielt. Als gelernte Schneiderin und Kostümbildnerin fertigte sie bizarre, solide gemachte Kleidungsstücke, die – und so waren sie auch gedacht – Gewändern für spirituelle Zeremonien glichen, deren Sinn unklar blieb. Alles an diesen Kleidungsstücken – die an die Rückenpasse angesetzten, flügelartigen Verzierungen, die kleinen Kugeln und Totemgegenstände, die an Ärmeln oder Aufschlägen hingen, die sich beißenden Farbpaletten aus Stoffstücken, die übereinander genäht waren wie Elemente einer seltsamen Collage – sprach einen Symbolismus an, der zutiefst privat war. Öffentlich

getragen, sorgten diese Roben und Kleider unter Menschen, die es gewohnt waren, in der Gesellschaft zu funktionieren, zuverlässig für Unbehagen. Wenn meine Mutter zu einem Konzert in Asheville oder zu einer Museumseröffnung eine dunkelviolette Jacke mit clownskostümgroßen Knöpfen trug, die vorn und an den Seiten mit kreuz und quer verlaufenden Streifen aus Thaiseide in tropischen Pastelltönen verziert war, eine Jacke, die auf dem Rücken ein riesiges weißes Medaillon mit einem oberen Abschluss aus Goldbrokat zierte, dergestalt gerafft und gekräuselt, dass er einer blumenartigen Kuchendekoration glich, und dazu einen Mantel, der einen Besatz aus noch mehr bunten Seidenstreifen aufwies, die, abgebunden und mit Troddeln behängt, in unterschiedlicher Länge über den Saum herabfielen, so trat sie nicht einfach als Freigeist auf, der sein Ding durchzog; nein, sie lehnte das Patriarchat ab und erklärte sich zur Künstlerin.

Ihre Fähigkeit, Leute zu vergraulen, war phänomenal. Ihr Verhalten war von Gehässigkeit geprägt, und in den kurzlebigen Beziehungen mit den gleichermaßen Gebeutelten, die ihre Freunde wurden, stiftete sie ständig Unfrieden. Ihr Lachen war harsch, manchmal sogar Angst einflößend. Sie kaute mit offenem Mund, sodass sie sich oft bekleckerte. Zuweilen sah ihr Haar so aus, als hätte sie es selbst geschnitten, und zwar im Dunkeln. Man war entweder für sie oder gegen sie. Sie glaubte, dass ihr Vater nicht ihr wirklicher Vater war; dass ihre Mutter versucht hatte, sie als Kind in einem Teich zu er-

tränken; dass der sie behandelnde Pulmologe Sex mit ihr wollte; dass sie nach ihrem Tod von C. G. Jung, der Jungfrau Maria und Merlin dem Zauberer in Empfang genommen würde; dass sie ihre Arbeit auf Erden getan hatte und dass ihre Arbeit gut war; dass sie zu denen gehörte, die ausersehen waren, von der kommenden neuen Ordnung der schönen Menschen zu künden; dass sie in einem früheren Leben als römischer Galeerensklave, an die Ruder gekettet, ertrunken war; dass Männer Arschlöcher und dass ihre Kinder ihr feindlich gesinnt waren; dass die Raucherei ihre Sache war und andere einen Dreck anging; dass ihr Sohn ein Künstler war, genau wie sie; dass sie und ich zusammen eine Therapie machen sollten.

Sie war für alle, die ihr nahe standen – zumal für diejenigen, die auf ihre Zurechnungsfähigkeit angewiesen waren –, ein bedrohlicher Mensch. Genau genommen verbrachte sie einen Großteil ihres Erwachsenenlebens in einem Blackout-Zustand, wobei sie in den meisten Nächten drei Stunden oder weniger traumlos «schief». Der Verlust der Tiefschlafphase muss verheerende Auswirkungen auf ihren Körper und ihren Geist gehabt haben. Sie bekam Schreianfälle, die bis in die frühen Morgenstunden andauerten. Ein paarmal, so erinnere ich mich, fand ich sie frühmorgens vor der Dämmerung auf dem Boden im Wohnzimmer liegen.

Vielleicht hatte ihre Mutter ja tatsächlich versucht, sie in einem Teich zu ertränken. Vielleicht war die Wahrheit wirklich so schlimm oder noch schlimmer. Vielleicht

wurde meine Mutter quasi stellvertretend Opfer des Münchhausensyndroms, einer pervertierten Form von Fürsorge, bei der ein Kind unnötigen medizinischen Behandlungen, sogar Operationen, unterzogen wird. Sowohl ihre Ärzte in North Carolina als auch Mitglieder unserer Familie hatten den Verdacht, dass die Mutter meiner Mutter merkwürdig oft mit ihrem einzigen Kind zum Arzt gegangen war. Dazu kann ich mich nicht weiter äußern; ich war nicht dabei. Und dennoch kann ich mir meine Großmutter Roxanne vorstellen, wie sie, so etwa Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, meine Mutter an der Hand die weißen Korridore irgendeines Landkrankenhauses entlangführt oder mit ihr im Wartezimmer eines Arztes in Florida sitzt. Ich erinnere mich, dass meine Mutter, als ich jung war, Geschichten von Operationen erzählte. Was diese Operationen bezweckten, bleibt rätselhaft. Eine, meine ich, hatte mit der Entfernung einer Rippe zu tun. Und dann gab es noch die berühmte Geschichte, in der meine Mutter «aufwachte», als die Ärzte gerade ihren Exitus in tabula verkündeten. Als ich auf die Welt kam, war Roxanne zur radikalen Ernährungswissenschaftlerin geworden, darauf bedacht, Kost und Stimmungen ihrer Familie zu kontrollieren; sie verteilte Vitamine und Ratschläge an Krebspatienten, die über Mundpropaganda von ihr erfuhren; sie verordnete Nahrungsmittel, deren Wirksamkeit später von der Gesundheitsindustrie bestätigt wurde. Ich glaube, sie sah sich als Volksheldin. Man kann sich den Todestrip meiner Mutter vorstellen als internalisierten,

masochistisch gewendeten Akt des Hasses gegen ihre eigene Mutter, die sich der Gesundheit bediente, um alle Menschen in ihrer Umgebung zu unterdrücken, und gegen ihren Vater, der in ihrer Kindheit in jeder nur denkbaren Situation außerstande gewesen war, sich einzugestehen, wie es um seine Tochter stand, oder als ihr Fürsprecher zu fungieren.

In jungen Jahren war meine Mutter beliebt und eine Schönheit gewesen. Ihre Kindheit verbrachte sie in Tennessee, und als Teenager lebte sie in Sarasota, Florida, wo sie auch meinen Vater kennen lernte. Zusammen bildeten meine Eltern, soweit ich das ihren Jahrbüchern entnehmen kann, eines jener erfolgreichen, allseits beneideten Highschool-Paare. Ein Freund von ihnen, ein Mann, der auf dem College in meine Mutter verliebt war und sich nie entliebt hatte, schilderte sie mir in Worten, aus denen hervorging, wie stark ihre erotische Ausstrahlung und ihre Persönlichkeit in jenen Tagen waren. Weil sie keine Geschwister hatte, habe ich keine Tanten oder Onkel mütterlicherseits, die genaue Erinnerungen an sie als kleines Mädchen liefern könnten. Und an Aussagen des früheren Freundeskreises meiner Eltern über spätere Jahre – nachdem sie von zu Hause weggegangen war, meinen Vater geheiratet, ihre Kinder bekommen und sich als Ehefrau und Mutter in einer Studentenwohnung eingerichtet hatte – ist ebenso schwer heranzukommen wie an meine eigenen Erinnerungen, Erinnerungen von der Art, die sich zu einem schlüssigen – ja was eigentlich? – Bild? Eindruck? Narrativ? zusammen-